

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 15 (1905)
Heft: 4

Artikel: Japanische Dichtung : 1. Teil
Autor: Haggemacher, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Japanische Dichtung.

Otto Haggemacher.

Ein merkwürdiges Volk, diese Bewohner der Inselwelt an der Ostküste Asiens! Die Entwicklung, die es in den letzten drei Jahrzehnten durchgemacht hat, steht in der Geschichte der Völker geradezu beispiellos da. Bis zum Jahre 1868 schlossen sich die Japaner gegen die abendländische Kultur ab, ähnlich den ihnen rasseverwandten Chinesen. Seit einem Menschenalter aber nahmen sie Elemente dieser Kultur, und zwar gerade die modernsten, in ihr Leben und Streben in einer Weise auf, die an das begierige Aufsaugen von Feuchtigkeit durch einen Schwamm gemahnt. Die Zukunft erst muss es lehren, ob dieses Aufsaugen zu einer förderlichen Verbindung und innigen Verschmelzung des fremden Abendländischen mit dem Einheimischen führe. Manche bezweifeln eine dauerhafte Vereinigung, manche wieder glauben daran in Rücksicht auf die so grosse Fähigkeit der Anpassung und Entwicklung der Japaner. Welche Erfindung der weissen Rasse, besonders auch aus der jüngsten Zeit, hätten sich diese geistig geweckten Gelben nicht schnell angeeignet und zu nutze gemacht? So schnell und gewandt, dass viele Abendländer schon die Angst vor der „gelben Gefahr“ befiel. Das ist richtig, dass es hauptsächlich das Gebiet der Technik ist, auf dem der Japaner alle nutzbringenden Früchte gleich dem Europäer einheimst. Technik aber verhält sich durchaus international; mit Rasseneigentümlichkeit hat sie nichts zu schaffen. Der Funkentelegraph spricht japanisch wie russisch; die modernen gezogenen Kanonen brüllen allen Völkern gleich verständlich, und das Dynamit in der Bombe des japanischen Attentäters wirkt gerade so wie das des russischen Nihilisten. Die besondern Eigentümlichkeiten zeigen sich mehr in der Auffassung und Führung des Lebens, in Religion, Sitte und Weltanschauung, in Handel und Wandel und Kunst, und in letzterer hauptsächlich auch in der Dichtkunst. Auf all diesen letztgenannten Gebieten wird der Japaner sich auf die Dauer weniger Fremdes und kaum je innerlich aneignen. Seine Fähigkeit der Anpassung ist und wird bleiben ein schöner Schein, meinen viele; doch deuten manche Zeichen darauf, dass das eben auch nur eine Meinung sein könnte, urteilen andere.

Russland, der nordische Bär, reckte seine Tatzen immer weiter nach Osten vor. Dort suchte er sich zu entschädigen für das, was er im Westen panslavistisch zwar anstrebte, aber nicht erreichte. Auch im Balkan floss ihm nur

Blut, aber kein Honig. Das schöne Stück Kuchen Mandschurei sollte nur so mir nichts dir nichts einverleibt werden, nachdem der halsstarrige Chinese unsanft am Zopfe geschüttelt worden. Da erfrechte sich aber, wenigstens nach russischer Anschauung, der Japaner da drüben auf den Inseln zu behaupten: „Halt, der Kuchen gehört nicht dir. Ich bin auch noch da!“ und versalzte ihn dem Bären bitter. Und der Bär und viele, viele im Westen mit ihm waren bass erstaunt, dass der „gelbe Kerl“ nicht, wie sie bramarbasierend geweißagt, binnen drei Monaten ins gelbe Meer geworfen wurde, sondern an Kampftüchtigkeit, an Mut und Entschlossenheit, an Einsicht, Ausdauer, Opferwilligkeit und patriotischer Begeisterung seinen Gegner weit übertraf, nicht weniger auch an humaner Kultur und Zivilisation.

Bei einem Volke von so hoher Befähigung muss sofort die Frage nach seiner Kunst und Literatur erwachen. Nur die letztere sei hier ins Auge gefasst, und in ihr wiederum nur die Dichtkunst. Im allgemeinen kann man mit Recht sagen: an seinen Dichtungen erkennen wir den Geist, den Charakter und die Bildung eines Volkes. Sie bilden auch einen Gradmesser seiner Kultur.

Die japanische Dichtung stand bis in die neueste Zeit hinein ganz nur im Zeichen der Kultur dieses Inselvolkes, die ja in ihrer Art eine hohe, aber doch abgeschlossene, begrenzte und demzufolge ziemlich einseitige war. Und so besass sie denn ihr eigentümliches nationales Gepräge, soweit sie nicht, besonders in frühern Zeiten, von der chinesischen beeinflusst und beherrscht wurde, so etwa wie die deutsche und andere europäische im 17. und 18. Jahrhundert von der französischen. Die katholisch-christliche Kultur, die von 1549 an in Japan durch die Bemühungen der Jesuiten Boden gewann, bis sie im Jahre 1637 wieder vollständig ausgerottet wurde, hinterliess keine tieferen Spuren.

Die Dichtung des „Landes der aufgehenden Sonne“ richtig zu würdigen, darf man nicht den Massstab klassischer europäischer an sie legen. Eines aber ergibt sich aus ihrer Betrachtung: Wesen, Grundformen, Quellen und Stoffe der Dichtung sind in aller Welt dieselben. Auch die japanische legt Vergleichen nahe; und auch sie darf sich im grossen Dichtersaal der Weltliteratur sehen lassen.

Ihre Formen und Ausdrucksmittel erscheinen uns wenig künstlerisch. Der Charakter der japanischen Sprache, wahrscheinlich einer stammverwandten der mandschurischen, ural-altaischen, bringt das mit sich. Ein Kenner (Rein) sagt von ihr: „Sie ist nach dem Urteil aller, die sich mit ihr beschäftigt haben, vokalreich und klingend, in ihrem Wortschatz, in ihrer Grammatik und Syntax jedoch zu arm, unentwickelt und schwerfällig, um den Anforderungen einer höhern Geisteskultur zu genügen. Sie ist ein plumpes, ungefügtes Werkzeug, mit dem selbst der geschickteste Arbeiter nur teilweise und mühsam seinen Zweck erreicht“. Arm an Lauten, bewegt sie sich innerhalb 68 offener Silben und ihrer Zusammensetzungen und Ableitungen. Der Vokalreichtum — alle Wörter gehen auf einen Vokal aus, der freilich in gewissen Fällen beim Sprechen abgeworfen wird — macht sie klangvoll. Die alte Sprache, Yamato Kotoba, „Sprache von Yamato“, erhielt sich ziemlich unvermischt, bis sich seit dem 14. Jahrhundert unter dem Eindringen chinesischer Schrift und Kultur auch reichlich chinesische Wörter beimengten. Von diesen musste sich aber

die Grosszahl die Anpassung an das Japanische so gefallen lassen, dass sie einheimischen Charakter annahmen, etwa wie unsere Lehnwörter. So bildete sich das Neu-Japanische aus, eine Mischsprache, neben deren Gebrauch sich das Studium und die Kenntnis der alten Sprache forterhielt. Letztere musste auch verstehen, wer auf höhere und wissenschaftliche Bildung Anspruch machen wollte.

Rhythmus und Reim, wie die chinesische, kannte die japanische Dichtung nicht, sondern einzig, und fast nur in der Lyrik, Silbenzählung. Während in älterer Zeit auch längere Strophen gebaut wurden, bildeten später meist fünf Verszeilen von abwechselnd fünf und sieben Silben mit siebensilbiger Schlusszeile ein Gedicht. Die Silbenzahl, angeblich schon im 7. Jahrhundert n. Chr. von Sosano Ono-Mikoto angeordnet, richtig herauszubringen, müssen oft Künsteleien mit Flickwörtern („Kissenwörter“) und doppelsinnigen Wörtern („Angelwörter“) dienen. Im 17. Jahrhundert kam dann eine Gedichtform von 17 Silben auf, Haikai, die besonders von Basho gepflegt wurde.

Auch in Japan war wohl die älteste Dichtung lyrischer Art, Ausdruck des Gefühls, der Stimmung, des Gedankens in gehobener Sprache. Von der Natur des Seelenlebens aus betrachtet, liegt ja gewiss die unmittelbare Äusserung der Empfindung durch den Einzelnen vor der erzählenden Mitteilung. Die Lyrik ist so alt wie die Epik, wenn nicht älter, eben als ursprünglicher; so sagen wir, mag dieser Satz auch den herkömmlichen Anschauungen widersprechen. Die ältesten japanischen Lieder mögen noch in jene vorchristlichen Jahrhunderte zurückfallen, in denen das Volk, vom Festlande her eingewandert, sich auf den Inseln mehr und mehr einheitlich entwickelte.

Mehrere grosse Sammlungen gewähren einen Einblick in den Reichtum und das Wesen der japanischen Lyrik. Obenan steht das Manyoshu, „Sammlung der zehntausend Blätter“, aus dem Jahre 757 (oder 720). Die Lieder dieser Sammlung weisen noch unverfälschte altjapanische Art auf. Sie bewegen sich noch in freier Form; ihrer Sprache sind noch keine chinesischen Elemente beigemischt, obwohl die chinesische Schrift und Sprache schon um 284 durch einen koreanischen Prinzen Eingang, dann durch einen chinesischen Lehrer Wang-jin am Hofe Aufnahme und von hier aus allmählich im ganzen Inselreiche solche Verbreitung fand, dass Chinesisch Schriftsprache der japanischen Wissenschaft wurde. Die zweite Sammlung, Kokin-wakashu, „Sammlung alter und neuer japanischer Lieder“, aus dem Jahre 905, veranstaltete Tsurayuki, ein Dichter aus vornehmerm Hause, im Verein mit drei andern. Die Sammler pressten die Form aller vorgefundenen ältern Lieder in dieselbe Schablone und verfahren mit der Anordnung nach dem Stoffe steif pedantisch. Noch mehr als in der ältern Sammlung, wurde alles auf einen höfischen Ton gestimmt. Die Volksmässigkeit verschwand, weil man den Anteil des Volkes an der Dichtung nicht mehr beachtete. Um so reichlicher ging nun in den höfischen Kreisen zierliche Versdrehselei im Schwang, bei Männern und Frauen. Vom 10. bis zum 15. Jahrhundert entstanden noch zwanzig neue Sammlungen, „die Sammlungen der 21 Regirungen“. Die Dichter und Dichterinnen wurden mit Namen nur genannt, wenn sie aus vornehmerm Hause stammten. Darum steht bei einem Abendliedchen dieser

Sammlungen die Bemerkung: „Der Name des Verfassers obigen Liedes wird nicht angegeben, weil er von geringem Range war.“ Wie nahe liegt da die Erinnerung an gewisse Erscheinungen in der Geschichte unserer mittelalterlichen höfischen Dichtung. Und ach, auch unserer klassischen. Wurden denn nicht unsere Grössten erst durch das Prädikat „von“ hoffähig, und mit ihnen dann ihre Poesie?

Was besingt nun das japanische lyrische Lied? So ziemlich das, was die Lieder der andern Völker auch. Denn die Welt ist ja im Grunde genommen überall dieselbe; und derselbe ist auch der Mensch in seinem Sinnen und Fühlen. Am wenigsten ist das japanische Lied, so weit man wenigstens bis jetzt urteilen kann, auf den kriegerischen Ton gestimmt, was bei einem Volke nicht wenig überrascht, dem doch Kampffreudigkeit, Mut und Tapferkeit in hohem Masse eigen sind. Die Schönheit und Erhabenheit der Natur Japans mit ihren mannigfaltigen und wechsellvollen Erscheinungen, das bewegte gesellschaftliche und gesellige Leben und Treiben des Volkes mit Lust und Leid, und vor allem, wie ja in der weiten Welt ringsum, die herzenbezwingende Liebe gaben den Stoff zu den zahllosen Gedichten der genannten Sammlungen. Die zweite derselben ordnete ihre Lieder nach den Gesichtspunkten: Jahreszeiten, Abschied, Wanderschaft, Glückwunsch, Klage, Witz, Rätsel usw. Die Liebeslieder singen von „stiller noch nicht eingestandener Liebe“ an durch fünf Stufen hindurch bis zur „unerwiderten und vergessenen.“

Die Beziehungen zwischen Natur und Gemütsleben finden oft überraschenden, sinnigen Ausdruck, oft aber kommen sie uns gesucht oder unverständlich vor. Wolken und Tau, Regen und Schnee, Sonnenglanz und Mondschein, Blumen und Vögel, Schmetterlinge und Käfer und all die unzähligen grössern und kleinen und kleinsten Dinge der Umgebung und des Alltagslebens bieten dem Dichter Anknüpfungspunkte; aber es fehlt meist an grossen Zügen, an Kraft. Die vorgeschriebene kurze und starre Form hindert am höhern Aufschwung; sie beschneidet die Flügel der Phantasie. Man hat den Eindruck oft allerliebster, nettester Kleinmalerei, oft auch nur spielerischer Quincaillerie. So manchmal bleibt es nur bei skizzenhafter, halbdunkler Andeutung; es kommt nicht zur künstlerischen Durchdringung des Stoffes, nicht zu jener grossartigen erhabenen Anschauung von Welt, Natur und Menschenleben, in welcher oft europäische Lyrik den Geist die Schwere des Stoffes siegreich überwinden lässt. K. Florenz in Tokio, der vorzügliche Kenner und Übersetzer japanischer Dichtung, fällt im Vorworte zu seinem Buche „Dichtergrüsse aus dem Osten“ folgendes Urteil: „Die grosse Mehrzahl der japanischen Gedichte ist derart, dass, wenn man sie ihres spezifisch japanischen sprachlichen Ausdruckes entkleidet, wenig mehr übrigbleibt, zumal sie meist von aphoristischer Kürze sind. Die Form überwiegt den Inhalt; poesielose Wortspiele und Calembours machen sich ungebührlich breit; man begegnet wohl häufig originellen Gedankenwendungen, aber seltener echt poetischem Gehalte.“ So ungünstig dieses Urteil lautet, so zeigen doch folgende, in der Form freilich meist europäisch künstlerischer als die Originale gestaltete Verdeutschungen von Florenz, Gramatzky, Melzl und andern, dass sinnige Naturanschauung, echtes zartes Gefühl, tiefes Gemüt und Humor auch etwa seelenvolle Töne und schlagenden Ausdruck finden.

Winterlieder.

Da es schneit,
Sind auf den winterlichen
Pflanzen und Bäumen
Dem Lenz unbekannte
Blumen erblüht.

(Muneyuki)

Jedesmal am Ende
Jahres wird
Der Schnee, der die Erde deckt, und
Der Schnee, der mir auf dem Haupt
Ruht, weisser. (Arihava no Motokata)

Morgengraun nach kalter Winternacht.
Auf dem tiefen Schnee des Bergpfads schreitet
Meine Phantasie in weite Ferne —
Doch wohin, wird keine Fussspur künden.

Augentäuschung.

Wie? Schwebt die Blüte, die eben fiel,
Schon wieder zum Zweig am Baum zurück?
Das wäre fürwahr ein seltsam Ding!
Ich näherte mich und schärfte den Blick —
Da fand ich — es war nur ein Schmetterling.

Vergessen.

Ach, mehr als du hat wohl Bestand Mehr Treue, als bei dir ich sah —
Der Wind, der über's Haideland Und dennoch hab ich stets vergessen,
Von Ina weht und Asima, Zu dir die Liebe zu vergessen.

Treues Gedenken.

Wie könnt' ich je vergessen Dein,
Sei's für die kurze Frist auch nur
In der ein Blitz aus Herbstgewölk
Erhellte die Ähren auf der Flur.

Mutterliebe.

Wohl liebt der Meergott seine Edelsteine,
Die in des tiefen Meeres dunkeln Wellen
Von Jahr zu Jahr zu gröss'ren Schätzen schwellen,
Und freuet sich an ihrem lichten Scheine.

Doch reicht an meine Liebe, Kind, wohl keine.
Und bitter muss mir's jede Lust vergällen,
Wenn alle Träume gaukelnd vor mich stellen
Dein täuschend Bild, um das ich ewig weine.

Dein Antlitz mit den schräg geschwungnen Brauen
Schwebt stets mir vor, seitdem du mit dem Gatten
Gezogen bist nach Koschis öden Gauen.
Doch fühl' ich schon das Alter mich ermatten,
Und früher noch, als wir uns wiederschauen,
Wird man vielleicht dein Mütterchen bestatten.

Vergänglichkeit.

Ew'ge Berge, ew'ge Wellen
Ragen, rauschen um mich her,

Ewig türmen sich die Berge,
 Ewig wogt und rauscht das Meer.
 Nur des Menschen flüchtig Wesen
 Hat den Tod
 Als sein Erbe sich erlesen.

V e r f ü h r u n g.

Ein gefährlicher Verführer lebt,
 Dem das Herz nur selten widersteht;
 Denn das Herz ist selber der Verführer.
 Hüte dich vor dem, du schwaches Herz!

D e r u n w i l l k o m m e n e G a s t.

Das Alter ist ein trüber Gast
 Dem möcht' ich gern entfliehen,
 Und, wenn er zu Besuche kommt,
 Mich solchem Gast entziehen.
 Ich schliess' die Tür und ruf' hinaus:
 „Verzeiht, ich bin grad nicht zu Haus!“

T r i n k l i e d.

Trinket den Wein,	Vorwärts marschirt!
Trinkt, bis ihr trunken;	Wohl balancirt!
Aber dann stark	Juchhe, juchhei,
Und nicht umgesunken.	Dideldumdei!

(*Jap. Tanna tanna Tariya ranna Taritshiri raav.*)

Mit wenig Änderungen hätte auch ein deutscher Minnesänger des Mittelalters folgendes recht höfische Lied singen können:

A m B r u n n e n z u I s h i.

O herrliches Land!	Hält glänzenden Hof der Kaiser
Du reichgesegnetes	Auf dem Gefilde von Ishi.
Land von Ise,	Wie die Morgensonne
Durchweht vom Winde der Götter!	Lieblich zu schauen
Beherrscht vom Sohn	Sind die Damen des Hofes,
Der hochscheinenden Sonne,	Wie die Abendsonne,
Dem grossen Fürsten des Friedens.	Den Blick erfreuend.
Hoch und edel	Blühend in Anmut
Sind deine Berge —	Wie die Hügel im Frühling,
Klar und rein	Schimmernd in Farben
Sind deine Flüsse —	Wie herbstliche Berge.
Weithin dehnt sich	Möchten sie alle
Das Meer zum Hafen —	Doch leben und leuchten
Trefflichen Ruhmes	Für ewige Zeiten
Geniessen die Inseln.	Wie Himmel und Erde,
Entzückt von der Schönheit	Wie Sonne und Mond!
Deines Anblicks,	

Wie im Abendlande die höfische Dichtung vom 14. Jahrhundert an einem raschen Verfall entgegenging, so im fernen Morgenlande des Inselreiches. Das Dichten wurde zum vornehmen Sport, zu einer Spielerei in etikettmässiger Form. An den Höfen, auf den Burgen und in den Tempeln dichteten glatt und zierlich Kaiser, Prinzen und Prinzessinnen, Minister, Geheime und Oberbonzen bis zur Hofdame und den Hofschranzen, den Rittern und Edelknaben hinunter. Volksdichtung wird wohl daneben noch bestanden haben; aber sie wurde verachtet und der Vergessenheit überlassen. Bis in die neueste Zeit gehörte das Reimschmieden und Coupletmachen zum guten Ton in der vornehmen Gesellschaft. Für besonders fein galt es, in chinesischer Sprache zu verseln, also in einer Fremdsprache, etwa wie im Mittelalter die Gelehrten in lateinischer und die höhere Gesellschaft in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert in französischer Sprache dichteten und meist die Musen beleidigten. Also auch in Japan: partout comme chez nous! Es gab und gibt dort heute noch Lehrer und Lehrerinnen der Versverübungskunst, die ihr ausgiebiges Brot finden.

Unter den Dichtern der alten Zeit ragen hervor Hitomaro und Akahito im 8. Jahrhundert, und Tsurayuki im Anfang des folgenden.

Die vorgeschriebene Kürze der Form hätte eine reichere Spruchdichtung erwarten lassen, als sie bis jetzt wenigstens bekannt ist. Dem Anschein nach sind die andern asiatischen Kulturvölker reicher an dieser Art. Die vorhandene japanische schlägt vorwiegend buddhistisch pessimistischen Ton an.

Die sehr reichhaltige erzählende Dichtung Japans hat bislang noch keine höhere künstlerische Stufe erreicht. Ein nationales Epos, wie die Griechen in Ilias und Odyssee, die Deutschen in den Nibelungen und Gudrun, die Inder im Mahabharata und Ramayana, die Perser im Schahname, besitzen die Japaner nicht. Ihre zwei berühmtesten und beliebtesten Werke erzählender Art aus der alten Zeit enthalten zwar viele alte Lieder, sind aber in Prosa abgefasst: das Kodschiki („Annalen des Altertums“), aus dem Jahre 712 n. Chr., und das Nihongi („Chronik von Japan“), letzteres um 720 in chinesischer Sprache geschrieben. Das Kodschiki enthält phantastische Mythologie von der Schöpfung, erzählt die Gründung des ersten japanischen Kaiserhauses angeblich um 660 v. Chr. und bietet von da an Heldensage und Geschichte bis 628 n. Chr. Das Nihongi macht den Eindruck einer Chinesisirung des Kodschiki: die frühere Geschichte Japans erscheint hier im Lichte chinesischer Anschauung und Auffassung. So ist es ja ganz im Sinne des chinesischen Religionsstifters Kongfutse gedacht, wenn in dieser Chronik der Kaiser Kotoku in einem Erlasse sagt: „Indem wir auf den Uranfang der Dinge zurückgehen, finden wir, dass es Himmel und Erde mit den männlichen und weiblichen Prinzipien der Natur sind, welche die vier Jahreszeiten vor gegenseitiger Verwirrung bewahren. Wir finden überdies, dass es Himmel und Erde sind, welche die zehntausend Dinge hervorbringen. Unter den zehntausend Dingen ist der Mensch das am wunderbarsten begabte. Unter den am wunderbarsten begabten Wesen nimmt der Weise die Stelle des Herrschers ein. Deshalb nehmen die weisen Herrscher, d. h. die Kaiser, den Himmel als Vorbild bei der Regierung der Welt und lassen nicht einen Augenblick den Gedanken aus

ihrem Herzen schwinden, wie die Menschen ihren richtigen Platz erhalten mögen.“

Blieb das Feld des künstlerisch gestalteten Epos unbestellt, so trieb das des Romans, des Monogatari, um so reichere Blüten. In der ältern Zeit barg er, ähnlich der nordischen Sage, einen geschichtlichen Kern, den dann die Volksphtasie mit freien Erfindungen umrankte. Später nahm er mehr den Charakter des Romanes der Abendländer an. So oder so bildet er eine reiche Quelle der Kenntnis japanischer Kultur, da er auch da, wo er noch Sagenhaftes bringt, doch an die Verhältnisse des wirklichen Lebens anknüpft.

Zu besonderm Ansehen gelangten in weitesten Kreisen: Feike-Monogatari, Geschichte der Feike-Dynastie, eine Art Heldengedicht von Ikinaga (um 1183); sodann noch aus der ältern Zeit Taketori-Monogatari („Die Geschichte des Bambushackers“), vielleicht von Minamoto no Shitagan (911—983), Utsubo-Monogatari, Reiseabenteuer und Robinsonade, Gendschi-Monogatari von der Dichterin Murasaki-Shikibu um 1004; aus der jüngern Zeit „Vasallentreue“ von Chikamatsu Monzayemon, „Liebesabenteuer“ von Otaba Tansitsi, „Die sieben glücklichen und die sieben unglücklichen Dinge“, „Die sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Welt“, Hakkenden („Die Geschichte der acht Hunde“) von Bakkin (s. u.), und Musume Setsuyo, die Geschichte eines Liebespaares, von Kiokusandschin.

Die „Geschichte des Bambushackers“ erzählt, wie ein alter Holzhacker in einem Bambusstamm ein kleines, nur drei Zoll grosses Mädchen fand. Der Mann nahm es als sein Kind an und zog es auf. Als es zur herrlichen Jungfrau erblüht war, freiten viele um die Schöne. Aber sie weiss sich der Freier durch schwierige Aufgaben zu entledigen, die keiner zu lösen vermag. Auch den Mikado (Kaiser) weist sie ab. Dem erstaunten Pflegevater offenbart sie, dass sie, im Monde geboren, wegen einer Verfehlung auf die Erde verbannt worden sei und nun bald nach abgelaufener Busszeit in den Mond zurückkehren dürfe. Trotz den Bitten des Pflegevaters, trotz der Überwachung durch zweitausend Krieger des Mikado, trotz ihrem eigenen Wunsche, auf der Erde zu bleiben, entführen sie nach rührendem Abschiede Boten ihres Vaters auf einem Wagen in den Mond. Sie lässt den Trank der Unsterblichkeit zurück. Dieser wird auf den Befehl des Mikado verbrannt auf dem Gipfel eines hohen Berges, der von nun an Fusi-no-yama, „der unsterbliche Berg“ hiess.

Selbstverständlich spielt, auch in den ältern Romanen, die Liebe eine Hauptrolle. Die Wunder und Abenteuer, in welche sie die Helden führt, gemahnen manchmal an unsere mittelalterlichen Ritterromane, an die Geschichten von Genovefa, Sindbad und andern. Im Gendschi-Monogatari werden uns die Huldigungen von ritterlichen Helden gegen 54 Damen breit und lahm erzählt in ebensoviele Büchern, was selbst bei der Kürze japanischer Bücher immerhin genug ist. Der Stil und die Sprache dieses Werkes gelten als klassisch.

Einen neuen Aufschwung nahm die Romandichtung nach den wilden Kämpfen, welche im 16. und 17. Jahrhundert das Reich durchtobten, den Mikado zum Schattenkaiser herabdrückten und die Macht des Schoguns oder Taikuns, des obersten Feldherrn begründeten, der mit seinen adeligen Vasallen von nun an das Land beherrschte. Nunmehr nur in neu-japanischer Sprache geschrieben, hielt sich der Roman mehr als früher an die geschichtlichen Tat-

sachen und die Wirklichkeit des Lebens und zerfiel in die Arten: historischer Roman, Liebesroman, Volksroman.

Die geschichtlichen Romane durchweht der Hauch einer wilden Zeit. Mord und Totschlag, Rache und Blutgier, allerdings auch unverbrüchliche opferwillige Vasallentreue kennzeichnen die Herrschaft des Schogunates und bilden den Hauptinhalt der schildernden Erzählungen; so auch in „Vasallentreue“ (Tschiusingura) aus dem 18. Jahrhundert. Alexander Baumgartner („Geschichte der Weltliteratur, II, 575 f.“) sagt darüber: „Die geistige Hohlheit, welche eigentlich die höhere japanische Gesellschaft beherrschte, zeichnet sich trefflich in dem Anfang des Romans. Denn lumpige Etikettefragen sind es, welche über Stellung, Wohl und Wehe des Hochadels und seiner Lehensleute entscheiden. Die Vasallentreue dient keinem höhern, edlern Prinzip. Am Hofe des Schogun (zu Yedo) wird eine Gesandtschaft des Mikado (in Kioto) angekündigt. Der Schogun bestimmt zwei Daimios (hohe Adelige), die Gesandtschaft zu empfangen. Da die zwei hohen Herren aber in der Hofetikette nicht sehr stark sind, wird ihnen Moronaho, ein nicht sehr hoher Beamter beigegeben, um den ganzen Empfang zu leiten.“ Der eine der Daimios besticht den geldgierigen Moronaho und kommt glimpflich durch; der andere, Yenya, wird von Moronaho verhöhnt, er verstehe nicht einmal einen Strumpf zu binden. Yenya zückt empört das Schwert nach seinem Gegner, verwundet ihn aber bloss, muss nach dem Ehrenkodex das Harakiri (Bauchaufschlitzen) an sich vollziehen und seine Güter an Moronaho ausliefern. Da verschwören sich siebenundsechzig Lehensleute des unglücklichen Yenya, ihren Herrn an Moronaho zu rächen. Schon sind sie in wilden Kämpfen und Selbstopferungen auf siebenundvierzig zusammengeschmolzen, als es dem listigen Yuranosuke doch gelingt, die Rache auszuführen. „Während Moronaho, von Trunk und Ausschweifung erschöpft, sich dem Schlummer überlässt, ziehen die Verschwornen unbemerkt in stiller Nacht vor sein Schloss, überrumpeln die Wächter, dringen hinein, jagen den aufgescheuchten Gegner von Zimmer zu Zimmer, treiben ihn endlich aus einem kaum zu erratenden Versteck heraus und bieten ihm dann als Gnade noch die Gelegenheit zum Selbstmord an, indem ihn Yuranosuke also anredet:

„Obwohl wir nur Vasallen eines Vasallen, haben wir uns erlaubt, in deine vier Wälle einzudringen, in dem Verlangen, den Tod unseres Herrn an seinem Feinde zu rächen. Wir ersuchen dich, unsere Gewalttat zu verzeihen, und bitten dich, du mögest uns nach Landesbrauch dein Haupt zum Geschenke machen.“

Anstatt Harakiri vorzunehmen, versucht Moronaho mit seinem Schwert seinen Gegner zu treffen; doch Yuranosuke rettet sich durch einen Sprung beiseite und vollzieht dann den Akt der Rache an dem nach japanischen Begriffen feigen und entehrten Feind. Dann schlagen die triumphirenden Ronin (Ritter) ihm das Haupt ab, bringen dasselbe als Siegespreis zum Grabe ihres Herrn im Tempel von Komyo und entleiben sich daselbst als treue Vasallen zu seiner Ehre.“

Die Liebesromane stellen bald harmlose und edle Liebe dar, bald auch gemeine, und führen oft in die verworfenste Gesellschaft. Unglücklich Liebende machen da ohne allzulanges Besinnen und Zaudern leicht ihrem Jammer durch Halsabschneiden und Bauchaufschlitzen ein Ende. Aus dem Inhalte der sehr ge-

schätzten „Geschichte des Gompatschi und der Komurasaki“ mag auf das Wesen dieser Romanart geschlossen werden: Gompatschi, schön und von un-gemeiner Kraft, im Dienste des Daimio von Inaban, flieht nach Yedo, weil er einen Genossen im Streite getötet. Unterwegs gerät er in die Behausung einer Räuberbande. Die Räuber beschliessen, ihn während des Schlafes seiner schönen Waffen wegen umzubringen. Aber ein von den Räufern gestohlenes Mädchen weckt ihn noch zeitig genug. Er tötet die Räuber, führt das Mädchen zu dessen Vater zurück, lässt sich aber von diesem nicht zum Schwiegersohn erbitten, sondern zieht weiter. In Yedo gerät er wieder unter Räuber, aus deren Händen ihn Schobei, der Anführer einer freiwilligen Schutzwache, rettet. Mit diesen Leuten führt er nun ein lockeres Leben. In schlimmer Umgebung findet er Komurasaki wieder. Sie war inzwischen Dirne geworden, um ihre verarmten Eltern zu unterstützen, die bald vor Kummer starben. Gompatschi lebt nun mit ihr zusammen, wird liederlich, sinkt zum Strassenräuber herab und endet durch Hinrichtung. Schobei bereitet ihm aus alter Freundschaft ein Grab, Komurasaki aber geht an demselben durch einen Dolchstoss freiwillig in den Tod.

Die Volksromane, in denen sich die Stoffe des historischen und des Liebesromanes mischen, sollen hauptsächlich auf das Verständnis des weiblichen Geschlechtes zugeschnitten sein. Eine Art Schelmenroman, „Hiza Kurige (die Fussreise)“, von Dschippansha Ikka schildert derb realistisch die Reise zweier Glücksritter von Yedo nach Kioto und lässt den Volkshumor zu seinem Rechte kommen, wie denn überhaupt die Japaner bei aller Neigung zu buddhistischer Weltanschauung an lustigem Frohsinn und Witz Freude haben. Bei der Kritik der Vornehmen findet aber der Volksroman wie das Volkslied keine Gnade.

Als den klassischen Meister der neuern Romandichtung betrachten die Japaner Tazikava Bakkin (1767—1848). An Fruchtbarkeit übertraf er wohl die fruchtbarsten europäischen Romandichter. Nicht weniger als 290 Werke entstammten seiner Feder, darunter sein berühmtestes von 106 Bänden, die schon genannte „Geschichte der acht Hunde“ ist. Seine lebhafteste Phantasie nährte er gerne an Stoffen aus dem Gebiete buddhistischen Aberglaubens. Die Unzahl der Personen seiner Romane vermochte er sich nur dadurch klar zu halten, dass er sie sich durch kleine Puppen vergegenwärtigte: die reisenden stellte er in bestimmte Ecken seines Arbeitszimmers, die verheirateten band er zusammen, die toten legte er in eine Schachtel. Ergötzlich ist die Anekdote, er habe einmal nicht gewusst, welche Rolle er einer seiner Romangestalten weiterhin zuteilen sollte, und deren Puppe angeschrien: „Soll ich ihn töten oder leben lassen?“ Ein Kaufmann, der den Dichter eben besuchen wollte, erschrak darüber so heftig, dass er alsbald Reissaus nahm. Bakkin musste um des lieben Brotes willen so viel schreiben. Wehmütig berühren uns seine Worte: „Obwohl ich so viele Werke veröffentlicht habe, dass sie, aufeinandergeschichtet, ein ganzes Zimmer füllen könnten, kenne ich nichts Armseligeres als das Geschäft eines Schriftstellers. Kein anderes zerstört so rasch und vollständig die Gesundheit. Man wird mich fragen: warum fährst du dann noch fort? Nun, weil ich einfach genötigt bin. Ich habe keinen Broterwerb als meinen Schreibpinsel. Wenn ich nicht schreibe, so müsste ich Hungers sterben. Nun ziehe ich es doch noch vor, halb zu leben, als ganz zu sterben, und darum füge ich trotz allen Gefahren meines Handwerks diesen neuen Band zu

meinen Werken.“ Die Auffassung der Romanschriftstellerei als eines Geschäftes, eines Handwerkes ist allerdings bezeichnend genug; nicht weniger aber das Schriftstellerehend, das also auch in Japan zu Hause ist. Es ergeht eben dort Dichtern und Schriftstellern wie anderwärts auch, sehr ungleich. Unbequeme, die den Mut haben, eine freie Überzeugung auszusprechen, werden verfolgt. Die japanische Literaturgeschichte weiss auch von verbannten Dichtern zu berichten; so von dem grossen Lyriker Sugawara, der von seinen Feinden des Hochverrates beschuldigt, seinen Lebensabend in der Verbannung auf der Insel Kiushu zubrachte (s. u.). Wieder andere scheinen es sich mit Erfolg bequem gemacht zu haben. Lautet doch (nach K. Florenz) der „Schwanengesang eines sterbenden Dichters“:

„Wohlschmeckende Speisen
Hab' ich stets gegessen,
In warmen Kleidern
Immer wohlrig gesessen.

Siebzig Jahre und sieben
Konnt' ich geniessen —
Der unendliche Buddha
Sei drum gepriesen.“

Wird wohl ein Hofpoet gewesen sein!

In neuester Zeit trug der Roman „Keikoku Bidan“ seinem Verfasser das Geld zu einer Reise nach Europa und zum Bau einer Villa ein.

Wie sich bei uns im Mittelalter neben die grossen epischen Dichtungen in Versen die kürzern novellenartigen stellten, teils mit Entlehnungen aus den Stoffen der alten Romane, teils mit Weiterbildung derselben, teils mit freier Erfindung, bis dann die epische Kunst in die Schwankerzählungen und die Volksbücher verlief — so geschah es ähnlich im „Lande der aufgehenden Sonne“. Dieses ist reich an Sagen und Märchen und romantischen Erzählungen voll einfacher Ursprünglichkeit, kräftiger Naturempfindung, lustigen Humors, doch auch gespenstischen Spuks.

Die Tiersage fand auch Pflege; Meister Reineke spielt darin, wie billig, ebenfalls seine Rolle.

Unter die anmutigsten Novellen zählt vielleicht die mit Liedereinlagen geschmückte „Musikfolter Akoyas“. Einer der letzten Sprossen des Geschlechtes der Heishi, Kage Kigo, so erzählt sie, flüchtete sich vor seinen siegreichen Feinden in Höhlen. Da nur Akoya, seine Geliebte, sein jeweiliges Versteck kannte, „wurde sie verhaftet, um ihr das Geheimnis zu entreissen. Ein milder, menschenfreundlicher Richter, statt sie foltern zu lassen, legte ihr verschiedene musikalische Instrumente vor und verhörte sie während des Spieles. Doch das treue Mädchen bestand mit heldenmütiger Selbstbeherrschung die gefährliche Probe; kein Schwanken in Takt und Tonreihe, kein Misston wurde zum Verräter ihrer angstgequälten Seele. Die doppelsinnigen Antworten, welche sie im Liede gab, bewahrten das Geheimnis, ohne die Wahrheit zu verletzen. Der Richter, welcher in ihrem Herzen zu lesen verstand, entschied für ihre Unkenntnis des Versteckes ihres Geliebten und entliess sie der Haft.“ Heute noch wird die Höhle des Kage Kigo genannt, in der er nach mehreren Jahren rastloser Flucht Hungers starb.

So spiegelt die Monogatari-Dichtung japanisches Leben, Sinnen und Denken wider. An verwickelter Handlung, an spannenden Vorgängen fehlt es in den grossen Romanen nicht, aber auch nicht an ermüdendem Kleinkram. Es handelt sich nicht um die Lösung seelischer Probleme, wie im höheren Kunst-

roman des Abendlandes. Bemerkenswert erscheint, dass die Darstellungsweise des japanischen Romanes ähnliche Entwicklungen durchmachte wie die des europäischen, vom alten naiv chronikartigen Stile durch gezierten, schwülstigen zum klassischen, romantischen, realistischen und schliesslich zum naturalistischen, als dessen Hauptvertreter Yamada bezeichnet wird. (Schluss folgt.)

L i t e r a r i s c h e s .

Moderne Gedanken von *Dr. Max v. May*. Bern, A. Francke. 78 S. 1 Fr.

Ausgehend von dem Wert der körperlichen Übungen für ein glückliches Knabenleben tritt der Verf. für eine Erziehung nach dem englischen Boardingsystem (z. B. der Mill-Hill School, London) und für Sportorganisation an Mittelschulen ein. Eine ausführliche Beschreibung (mit Illustrationen) der Boy's Brigaden in England, ein Programm für die hygienische Gruppenerziehung nebst einem Anhang (Regeln des Hockey-Spiels) geben den allgemeinen Ideen eine tatsächliche Grundlage. Unsere Schulen werden noch mehr für die körperliche Kräftigung tun müssen; allein dass die Anstaltserziehung allgemein werden sollte, darin können wir dem Verf. nicht folgen, der wohl selbst kaum an die Wirkung der Soldatenmütze glaubt, wie sie der Prospekt der Boy's Brigade p. 51 ausgibt.

Männer der Wissenschaft. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen zur Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Praxis. Herausgegeben von *Dr. Jul. Ziehen*. Leipzig, W. Weidor. Jedes Heft (40—48 S.) Fr. 1. 35.

Heft I: *J. F. Herbart* von *O. Flügel*. II: *W. Bunsen* von *Dr. W. Ostwald*. III: *F. W. Dörpfeld* von *Edm. Oppermann*.

„Der Philosoph Herbart“ lautet der Titel des ersten Heftes. In der Tat, der Verf. sucht uns nicht nur mit dem äussern Leben, sondern mit dem Werden und Wirken des Königsberger Philosophen bekannt zu machen. Und so führt uns auch *Dr. Ostwald* in die Werkstatt des Forschers, dem Heft II gewidmet ist. Den Pädagogen *Dörpfeld* kennen unsere Leser; aber wir möchten ihnen doch empfehlen, dieses Lebensbild von *Oppermann* zu lesen, das *Dörpfelds* Wirksamkeit beleuchtet. Die schöne Ausstattung kommt äusserlich der Sammlung dieser Biographien zu gute, die wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Dr. Otto Willmann, *Philosophische Propädeutik* für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium. *Erster Teil: Logik*. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung 1901. Mk. 1.80. Geb. Mk. 2.20.

Das Eigenartige der Willmannschen Lehrbücher für die philosophische Propädeutik besteht in der historischen und terminologischen Behandlungsweise. Stets geht er auf die Alten zurück und stellt zusammen, was sie über den in Frage stehenden Gegenstand lehrten. In der Logik wird ganz besonders *Aristoteles* berücksichtigt, weil er diese Wissenschaft zuerst ziemlich vollständig dargestellt hat. Aus diesem Grunde kommt auch seine Terminologie zur Geltung. Der terminologische Gesichtspunkt tritt ausserdem dadurch stark hervor, dass der Verfasser das schon vorhandene Wissen der Schüler mit Vorliebe in der Weise zu Rate zieht, dass er die Besprechung eines neuen Gegenstandes an Ausdrücke anschliesst, die ihnen in dieser Richtung bekannt sind. Diese Ausdrücke, deutsche, lateinische und griechische, werden